Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik

Herausgeber: Widerspruch

Band: 7 (1987)

Heft: 14

Artikel: Die Linke und die Drogenszene : zur Kritik von Antiutopie, Opferkult und Scheinsolidarität

Autor: Ruckstuhl, Urs

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-652408

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Urs Ruckstuhl

Die Linke und die Drogenszene

Zur Kritik von Antiutopie, Opferkult und Scheinsolidarität

Die Erosion konkret utopischer Vorstellungen unserer Tage lässt sich nirgendwo besser als am Beispiel der Drogenszene vorführen. Hier ist der Raubbau am 'Prinzip Hoffnung' exemplarisch, hier hat die Orientierungslosigkeit groteske Züge angenommen, linke und fortschrittliche Positionen sind bis zur Unkenntlichkeit ausgemergelt, die Konturen eines gemeinsamen und minimalen linken Konsenses haben sich verflüchtigt. Hoffnung und Widerstand stehen in der politischen Landschaft abgewetzt und durchlöchert wie geisterhafte Mahnmale aus einer Zeit, in der die Träume von einer besseren Zeit noch geholfen haben.

Wenn ich im folgenden einen einzigen, wiewohl übergreifenden Aspekt zur Drogenpraxis und ihrer Ideologie herausgreife und ihn einer radikalen Kritik unterziehe, will ich damit nicht engagierten Drogenarbeitern, die sich seit Jahren redlich mit der Vermenschlichung der Drogenszene abmühen, in den Rücken fallen. Der Zeitpunkt wäre schlecht gewählt. Trotzdem möchte ich einige altgediente Mythen ihrer Wurmstichigkeit überführen, Denkverbote hintergehen, neue Distanzen einbauen und zur Herauslösung der Drogenrealität aus der nekrophilen Ecke, in die sie geschlittert ist, beitragen. Schonhaltungen sind da nicht angezeigt, und es versteht sich von selbst, dass der Verfasser sich in seiner Kritik miteinbezieht.

Drogensucht im Kapitalismus

Zunächst der Versuch einer ersten Standortbestimmung. Der Drogensüchtige steht mitten in einem subtilen Gewebe von gesellschaftlichen Delegationen. Ich hebe zwei Ebenen heraus: *Warenrausch und Drogenrausch.*

Das Suchtartige, das in der Tauschgesellschaft dem Waren- und Geldcharakter anhaftet, bestimmt zunehmend auch die individuelle und gesellschaftliche Bedürfnis- und Triebstruktur. Nach W.F. Haug (1970) wird die Triebstruktur ganzer Käufergenerationen im Sog des kapitalistischen Verwertungsprozesses einer warenästhetischen Zwangsmodellierung unterworfen. Dieses Ummodeln, der schleichende Umbau der Triebstruktur, die Invasion des Unbewussten über eine ihrerseits vertrieblichte Werbung und ein inflationäres Angebot immer wertloserer, aber ästhetisch aufgemotzter Gebrauchswertattrappen, verändert auch das persönliche und gesellschaftliche Krankheitsbild (Schneider 1973).

Drogensucht ist nur der extreme Pol der Abhängigkeiten, Süchte und Suchtbereitschaften, die die spätkapitalistische Gesellschaft erzeugt, sie ist die komprimierte und auf einen Nenner gebrachte Warensucht. Die Heroinsucht gar repräsentiert den äussersten Rand der Süchtigkeit, das sichtbare Ärgernis,

die Spitze des Eisberges der legalen Sucht, der im kalten Element täglich an Körper zulegt. Um die alltägliche und profitable Sucht — für das Getriebe der intensiven Wirtschaft selbst eine Voraussetzung — zu verbrämen, muss die Spitze dieses Eisberges, die die allgemeine Sucht ins Bewusstsein rückt und alarmierend signalisiert, als besondere Sucht abgetrennt, weggekappt oder wieder unter den Meeresspiegel gedrückt werden. Die Drogensucht spaltet sich folgerichtig in ein legales, systemkonformes und in ein illegales, systemstörendes Lager. Die besondere Ware Medikamente hilft in Form von Leistungs- und Auffangdrogen die Schäden und Einbrüche zu beheben, die aus der Ausbeutung der Arbeitskraft und den schlechten Lebensverhältnissen resultieren. Umgekehrt garantiert das Leiden der Bevölkerung die grosse Nachfrage und Prosperität der Pharmakonzerne. Man rechnet mit Hunderttausenden von Medikamentensüchtigen allein in der Bundesrepublik Deutschland und in der Schweiz. In der Tat kurbelt die Pharmaindustrie die Drogenwelle im Schutz der Gesetze mit Werbeetats von mehreren Milliarden künstlich an. Die aggressive Werbung der Konzerne entlarvt sich dabei als reine Drogenideologie. Am Schnittpunkt der Doppelbödigkeit von legalen und illegalen Drogen befindet sich das Methadon, ihm wird die Rolle der Versöhnung des Unversöhnlichen zuteil.

Die illegale Drogensucht erfüllt eine Stellvertreterfunktion und gewährleistet so die weitere Verleugnung der allgemeinen Süchtigkeit durch die unauffällige Mehrheit, die nun innerhalb der neu befestigten Grenzen ungestört ihre Abhängigkeiten und Süchte unterhalten darf. Die Drogensüchtigen eignen sich als Adressaten einer umfassenden Diskriminierung umso besser, als sie gegen die heiligsten Werte unserer Gesellschaft verstossen; sie sind weder als Arbeitskräfte verfügbar, noch lassen sie sich in die legale Zirkulationssphäre integrieren.

Der Heroinsüchtige tauscht bei seinem missglückten Versuch, aus unerträglichen gesellschaftlichen Verhältnissen auszubrechen, seine gesellschaftliche Abhängigkeit gegen eine psycho-physio-chemische Abhängigkeit ein. Bei seiner Flucht aus der Enge und Sinnenfeindlichkeit der anonymen Tauschverhältnisse gelingt es ihm zwar vorübergehend, die abstrakten Verhältnisse in höchste Sinnlichkeit, in geballte Ladungen von „Glück" zurückzuverwandeln, gleichzeitig tappt er in die Falle der Sucht: in ein totales, gewalterzeugendes Abhängigkeitsverhältnis. Die Entfremdung spitzt sich dramatisch zu, das Geld des Süchtigen ist nicht mehr frei konvertierbar in materielle Güter, sondern nur noch in den einen Stoff. Der Heroinfetisch monopolisiert alle seine Wünsche und Befriedigungsoptionen. Die Warenästhetik schlägt um in Monotonie und Hässlichkeit. Im Entzug präsentiert das orgiastische Glücksgefühl dem Süchtigen seine Rechnung: Es geht nun um Leben und Tod.

Der Drogensüchtige: ein Opfer der Problemlösung

Bekanntlich werden viele soziale Probleme durch die Massnahmen, die zur Lösung dieser Probleme angesetzt werden, verschärft. Die Lösungsversuche sind dann das Problem, ihre Auswirkungen wachsen sich nach und nach zum

grösseren Übel aus, als es die ursprünglichen Schwierigkeiten sind (vgl. Watzlawick/Weakland/Fisch 1974). Was für die Prohibition in den USA galt, trifft nicht minder für die Drogenszene zu. Das Betäubungsmittelgesetz dämmt die Drogensucht kaum ein, liefert aber die Grundlagen für Massnahmen, die das primäre Problem überformen und ausweiten (Beschaffungskriminalität, Gesundheitsschäden, Schwarzmarkt, Diskriminierung, Drogentote usw.).

Die symptomatische Behandlung des Drogenproblems findet auf Kosten des Süchtigen statt. Die Einschätzungen, die von verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen zu den Ursachen der Sucht vorliegen, sind so divergent und widersprüchlich wie die vorgetragenen Lösungsansätze. Allein schon der Staat belagert die Drogenszene mit einer Vielfalt von repressiven, kurativen und pseudopräventiven Eingriffen, die sich in ihren wechselseitigen Auswirkungen überlagern oder sich neutralisieren und insgesamt wohl zu einer Veschlimmbesserung der Situation führen (s. Konzept der Kant. Drogenkommission, Zürich 1983).

Da sind zunächst die *repressiven Instanzen:* Polizei, Justiz, Gefängnis, die die Verstösse gegen das Betäubungsmittelgesetz verfolgen, verurteilen und ahnden. Sie folgen einem gesellschaftlichen Auftrag, der das Verlangen nach illegalen Suchtstoffen unter Strafe stellt, und befriedigen stellvertretend ein gesellschaftliches Straf-, Rache- und Ausgrenzungsbedürfnis. Sie beschützen und stützen die suchtbereite und abhängige Mehrheit vor den manifesten Symptomträgern und erfüllen kosmetische Ordnungsaufgaben.

Da sind die *Medien,* die, befangen in ihrer Informationssucht, die Ränder der gesellschaftlichen Oberfläche nach Sprüngen und Durchstössen absuchen, die Indikatoren des Abwegigen und Aufschreienden, das Effektvolle aufspüren und dazu Aufhänger benötigen, Stellvertreter, Opfer. Der Aufhänger wird gepflegt, aufbereitet, auf das Podest erhoben, stilisiert und — über die Etablierung einer schablonisierten Berichterstattung — in eine Tradition eingereiht, die ihn gleichermassen als Blitzableiter, Abschreckungspopanz und Faszinosum zelebriert. Der Effekt ist stets der gleiche: eine kontraproduktive Aktualisierung und Amplifizierung einer besonderen Leidensäusserung, die vom allgemeinen Unglück ablenkt und damit das Besondere fixiert. Die Medien tragen auf ihre Weise kompetent und rationell zur Verbreitung und Verlängerung des Drogenproblems bei, indem sie den gesellschaftlichen Auftrag, die Ursachen nicht beim Namen zu nennen, die Süchtigen als exotische Monster aufzubauen und das pathologische Getriebe der Gesellschaft durch das rituelle Verwursteln von Randgruppen mit einer Flut von Druckerschwärze zu kaschieren, vorbildlich absolvieren.

Da sind schliesslich die *Helfer* und die fortschrittlichen *Drogenpolitiker.* Die Drogenarbeiter treten ihre Arbeit unter schlechten, wenn nicht aussichtslosen Bedingungen an. Sie stehen im Schatten widersprüchlicher, ja unvereinbarer Aufforderungen, stehen gleichzeitig im Dienst der Gesellschaft, ihrer Institution und des eigenen Helferverständnisses. Er muss sich im Koordinatensystem aus repressiven, propagandistischen und kurativen Vorkehrungen bewegen und versuchen, seinen Selbstauftrag, nämlich Anwalt der Drogenabhängigen zu sein, durch das Netz gegenläufiger Ansprüche hindurchzuschmuggeln.

Einmal nistet sich der Drogenarbeiter lamentierend im Getto seiner Feindbildkultur ein und legt sich selber lahm, ein andermal übt er sich in Selbstüberschätzung und halluziniert sich kurzerhand dort den wünschbaren systemsprengenden Raum. Man kann sich aber aus diesem Feld widersprüchlicher Kräfte nicht hinauskatapultieren. Entweder ist sich der Drogenarbeiter des Spannungsfeldes, in dem er sich bewegt, bewusst, strebt er eine differenzierte Haltung gegenüber Täter und Opfer und den verschiedenen Ebenen des Auftrages an und riskiert dabei, von der Drogenwirklichkeit aufgerieben zu werden. Oder er stellt sich kompromisslos auf die Seite der Süchtigen, blendet die komplexe Realität aus, bleibt mit den repressiven Instanzen gegenidentifiziert, biedert sich dem Opfer an und agiert seine eigenen Unterdrückungserlebnisse auf dem Buckel der Süchtigen aus. Dies hat verhängnisvolle Folgen, denen ich mich später zuwende.

Es fällt auf, dass fortschrittliche Helfer und Drogenpolitiker viele der gröbsten Fehler der bürgerlichen Drogenpolitik selbst kultivieren. Einige Beispiele:

— Tödliche Arbeitsteilung: der Drogenarbeiter gibt sich keine klare Rechenschaft über das pathologische Auftragsgeflecht, in dem seine Arbeit zappelt. Oder er vergisst allmählich die Voraussetzung seiner Arbeit. Man schickt sich nach und nach masochistisch in die heroische Sisyphusrolle. Unter einem hohen Rechtfertigungsaufwand fügt man sich dem schleichenden Konsens, der vom Staate diktierten tödlichen Arbeitsteilung.

— Zickzackkurs und konjunkturelle Schwankungen: Ein Stellvertreterproblem ist immer brennend und hat es auch zu sein. Es lebt von Notfällen, von Panikerlebnissen, einer hochemotionalisierten Entrüstungshaltung. Und immer fehlen die Mittel, da über ihren effektiven Einsatz nachzudenken tabu ist. Mangels eigener Perspektiven ist reines Reagieren die Devise. Haltungen werden von Stimmungen weggeschwemmt, politische Überzeugungen, in solidem, offenem, gesellschaftskritischem Denken verankert, zerbröseln. Solange die Feindbildlinie: Polizei, Justiz, öffentliche Drogenpolitik intakt ist, kann sich der Drogenarbeiter dahinter als progressiv, liberal und solidarisch verschanzen. Schwappt aber eine neue Drogenwelle auf eine Helferinstitution über (Drahtschmidli, Auffangstation, Beratungsstellen), weiss man sich auch nicht anders zu helfen als mit Schliessung und Säuberung. Das Hin- und Herschieben der Fixer findet nicht nur auf der Gasse statt.

— Die Affinität des Helfers zur Drogenszene: Die Gesellschaft scheidet bestimmte Randgruppen aus und schreibt ihnen Stellvertreterfunktionen zu. Die Gilde der Helfer und fortschrittlichen Drogenpolitiker wiederholt diesen Prozess, indem sie diese Delegation, aus der sie schliesslich die eigene Sinngebung und Existenzberechtigung ihrer Arbeit schöpft, dankbar aufnimmt und weiterentwickelt. Ein doppelter Prozess spielt sich dabei ab. Das Faszinierende und Beunruhigende der neuen Sucht fesselt die Aufmerksamkeit; es kommt somit zu einer symptomatischen Einengung der Aufmerksamkeit. Über bestimmte Riten wird sodann das Ausserge-

wöhnliche in den Alltag transportiert, gehätschelt, assimiliert, angewöhnt (Habituation), obwohl es den Status des Fremden notwendigerweise beibehält. Dieser zweigleisige Vorgang führt schliesslich zu einer Problemfixierung, die magischen Bannversuchen ähnelt. Das Problem wird gleichzeitig konserviert und abgeschoben. An eine Dezentrierung, d.h. Umverteilung des einer Gruppe zugeschriebenen spezifischen Leidens auf die ganze Gesellschaft ist nicht mehr zu denken.

Einige Drogenarbeiter betreiben das Stellvertreterspiel so eifrig, dass sie, obwohl sie in einem fort pauschal auf die Gesellschaft fluchen, die Drogensüchtigen zu einer besonderen Klasse von Menschen stilisieren; sie bevorzugen sie im Vergleich etwa zu andern psychisch Kranken krass, die sie eindeutig als Menschen zweiter Klasse betrachten. Im Gespräch mit Drogenarbeitern lässt sich dieser umgekehrte Rassismus oft feststellen. Das unterschiedliche Engagement der Helfer schlägt sich natürlich auch in der Versorgung nieder. Während es für Drogensüchtige Dutzende von therapeutischen Wohngemeinschaften gibt, finden sich für jugendliche Schizophrene in der ganzen Schweiz nur gerade zwei. Oder wer schlägt schon eine Bresche für die Alkoholiker?

Die manische Konzentration auf die neue exotische Sucht entspricht auch einem Bedürfnis jugendlicher Drogenarbeiter. Wie anders wäre die Beliebtheit der Jugend- und Drogenarbeiterstellen zu erklären? Der junge, progressive Helfer steht der gesellschaftlichen Integration selber ambivalent gegenüber. Er spürt die Affinität zum Geschehen am Rand. Die Drogenarbeit verkörpert den akzeptablen Kompromiss für den jungen Helfer, der einerseits aussteigen will und andererseits nicht auszusteigen wagt. Die Tendenz, sich nicht integrieren zu wollen, kann er in der Arbeit mit dem Süchtigen voyeuristisch ausleben, ohne an den Härten der Drogenwirklichkeit teilzuhaben.

Nebenbei ist die Drogenarbeit ein Beispiel gelungener gesellschaftlicher Integration. In dem Masse, wie dei Drogenpolitik das Elend in der Szene festmacht und ausweitet, bindet die Drogenarbeit eine beachtliche Anzahl junger und kritischer Professioneller. Die Arbeit am Abgrund sensibilisiert und integriert. Es ist schon erstaunlich, wie widerstandslos, ja mit welchem Stolz nach 1968 viele revolutionär Gesinnte sich in die „Aufräumarbeiten" des bürgerlichen Staates einspannen liessen.

— Die Drogenpolitik der privaten Vereine: Als Beispiel diene der wichtigste Drogenhilfeverein, die Zürcher Arbeitsgemeinschaft für Jugendprobleme (ZAGJP). Die ZAGJP ist immer wieder mit Kritik an der öffentlichen Drogenpolitik hervorgetreten. Soweit so gut. Selber hat sie allerdings nie eine autonome, positive sozial- und drogenpolitische Konzeption zu artikulieren vermocht. Sie lebte von der negativen Abgrenzung, von den behördlichen Missgriffen, war stets rein reaktiv ausgerichtet. Ihre Drogenpolitik nimmt sich daher um kein Haar breit besser aus als die öffentliche. Statt das eine zu tun und das andere nicht zu lassen, hat sie sich aufs Karitative und Samaritanische beschränkt und sich zunehmend und in extremer Form auf die Arbeit am äussersten Rand kapriziert. Diese Politik des

Mitleids, die ohne jedes ursächliche und vorausschauende Denken und Handeln auskommt, führt, wohin sie führen muss: zur reinen Sterbebegleitung! Sicher ist die kirchliche Ethik primär an der Caritas orientiert; diese ist zentraler Prüfstein und bedingt deshalb gerade das Elend. Der Gerechtigkeit halber muss gesagt werden, dass der Widerstand gegen eine perspektivischere Optik nicht nur, ja nicht einmal zur Hauptsache aus kirchlichen Kreisen kommt. Der Widerstand ist allgemeiner. Eine weitere Schwierigkeit scheint mit dem Charakter der Freiwilligkeit dieser Organisationen verbunden zu sein. Wo das Motiv, Gutes zu tun, einziger Anlass für das persönliche Engagement ist, wird jede Frage schon als Kritik, als frontaler Angriff gegen diesen Einsatz verbucht.

Utopien

Die polit-philosophische Essenz von 1968 war eine Aktualisierung des alten sozialistischen Traums von einer Gesellschaft, die gerecht und solidarisch handelt, die Bedürfnisse vom Einzelnen und Kollektiv in Einklang bringt, Zwänge und Abhängigkeiten sukzessive abbaut, Herrschaft und Privilegien auflöst. Neben der Strategie des langen Marsches durch die Institutionen (Dutschke) sprach man von einer revolutionären Dialektik von Peripherie und Zentrum (Marcuse). Sozial wenig integrierte Generationen und Schichten sollten — so war die Hoffnung — im Bündnis mit sensitiven Individuen, die sich aus dem Moloch einer blinden Normalisierungsmechanik befreien und ihre genuine menschliche Vielfalt und Kreativität wiedergewinnen konnten, auf das versteinerte Zentrum der Macht einwirken. Diese Peripherie ist trotz des erdrükkenden Absorptionsvermögens des Zentrums angewachsen. Die Summe der Randgruppen stellt heute einen beachtlichen Gegenmachtfaktor dar. Doch am äussersten Rand aller Ränder vegetiert eine Gruppe, die dem komplexen Wechselspiel von Peripherie und Zentrum nicht gewachsen ist, weder bereit, sich zu integrieren, noch fähig, am Rande der Gesellschaft würdig überleben zu können, ein mehr und mehr morbider Rand, der nun bröckelnd abzubrechen droht.

Nur eine Peripherie, die mit dem Zentrum in Verbindung bleibt, einen subtilen Verkehr mit den Widersprüchen unterhält und sowohl dem Sog der Vereinnahmung wie der endgültigen Aussonderung und Ächtung widersteht, bleibt vital, allen Rückschlägen zum Trotz regenerierungs-, ausbau- und wachstumsfähig. Die Drogenszene ist vom Zentrum völlig abgeschnitten, sie bleibt nur noch angekittet an die Gesellschaft über den Befriedungsapparat.

Hoffnungslosigkeit, Ohnmacht und Fatalismus der Drogenszene färben offensichtlich auf die Professionellen und drogenpolitisch intensiv mit der Szene beschäftigten Akteure ab. Nirgendwo ist ein radikalerer Verschleiss an Hoffnung und utopischem Denk- und Handlungsvermögen zu konstatieren. Andererseits gründet der naive Optimismus jener Drogenaktivisten, die die Fixer mit Spraysprüchen wie: Klassenkampf statt Heroin! mobilisieren möchten, auf einer läppischen Verleugnung der Drogenwirklichkeit.

Antiutopie

Die Drogenszene ist das Zerrbild am Rande der Gemeinschaft der Normalen. Die Normalen im Zentrum, eingespannt in das eherne Produktions- und Konsumkarussell, in die Zwangslogik der Geräte und Dinge (Anders 1956) und niedergelassen in einem verstümmelten zwischenmenschlichen Verkehr, stehen oft genug am Rande. Zur Absicherung ihrer Belastungstoleranz und Funktionstüchtigkeit hat sich in unserer Gesellschaft ein antiutopisches Bewältigungsmodell herausgebildet, das in unmittelbarem Zusammenhang mit der Drogensucht steht: die Medikalisierung oder — je nach spezifischem Aspekt — Psychopharmakologisierung oder gar Neuroleptisierung (Lehmann 1986) der Gesellschaft.

Die Flucht in die Sucht im engeren Sinn beginnt, wenn die Sucht im weiteren Sinn, der Konsumtaumel, seine Betäubungskraft verliert und sich der Warenkater meldet. Sucht ist die Stereotypisierung eines Weges, der das Individuum aus Spannungen, Unbehagen und Schmerz hinausführen soll. Die zunehmende Suchtanfälligkeit der Menschen in der Wohlstandsgesellschaft spiegelt die Häufung von Stress, Spannung, Beschädigung und weist auf eine entsprechende Ballung von Ursachen. Was aber ist der tiefere Sinn des Schmerzes? Unbehagen oder — als Steigerung — Schmerz melden dem Organismus, einer Gruppe oder dem Kollektiv Ungleichgewichte, Fehlentwicklungen. Die Schmerzempfindung ist Voraussetzung für jede Ursachenbekämpfung, ist Motor für den Fortschritt, Anlass zur utopischen „Traumarbeit". Schmerzverträglichkeit hat aber nur einen Sinn, wenn das Organ für den Sinn des Schmerzes intakt ist, wenn eine Chance besteht, seine Ursachen zu überwinden. Schmerz, überlebenswichtig für die biologische und soziale Anpassung, wird dysfunktional in einer Gesellschaft, deren Getriebe auf Störungsfreiheit programmiert ist.

Schmerzverträglichkeit ist heute immer weniger erwünscht, da die Offenlegung sämtlicher Ursachen an existentielle Fragen der Gesellschaft rühren würde. Das gestaute Unbehagen könnte leicht einen übermächtigen Grad erreichen, es wäre mit Panikreaktionen zu rechnen. Schon heute können die anwachsenden epidemischen Wellen von Depressionen nur noch mit Tonnen von Antidepressiva unter Kontrolle gehalten werden. So schreitet die Gesellschaft zur „Antiutopie der Schmerzfreiheit". Die Pharmaindustrie stellt das Rezept für die symptomatische Behandlung aus. Das Geheimnis dieser Antiutopie ist eine grossangelegte Entkoppelung von Schmerz und Ursachen. Die Indizienkette für das Leiden wird gekappt, die Rezeptoren für das Elend werden mit Chemie zugeschüttet und die Schmerzleitungen paralysiert. Verleugnung und Betäubung werden zum Überlebensprinzip. Die moderne Zivilisation bastelt am Versuch, die Gesetze der Anpassung zu übertölpeln, und ihre schmerzliche Enttäuschung ob der Rückschläge erstickt sie mit neuen Verleugnungen, mehr Chemie und noch dramatischeren Symptomen.

Der Süchtige ist eine Verkörperung dieser Antiutopie, er lebt — wiederum stellvertretend — manifest ein Modell vor, das latent auch im Zentrum der Gesellschaft praktiziert wird. Gleichzeitig demonstriert der Süchtige auch den

Preis dieses Konfliktbewältigungsmodells. Die Spritze des Süchtigen ist im übrigen kein Detail, sie symbolisiert die Vollendung des Prinzips der Schmerzfreiheit, die magische und sofortige Aufhebung jedes Schmerzanfluges, Instant-Service.

Der Zusammenbruch des Widerstandes gegen die Sucht oder die linke Komplizenschaft mit dem Elend

Die dramatische Zuspitzung der Situation in der Drogenszene 'verdanken' wir sicher der öffentlichen Drogenpolitik, neuen Faktoren wie dem HIV-Virus, einer Verschlechterung der Lebensbedingungen allgemein und auf der Gasse, ungebremstem Grossdeal, aber auch — dies der Fokus meiner Kritik — einer umfassenden Perspektivlosigkeit der Drogenarbeiter und fortschrittlichen Drogenpolitiker. Es mag taktisch unklug erscheinen, die eigenen Reihen kritisch auszuleuchten, statt die staatliche Drogenpolitik einmal mehr unter die Lupe zu nehmen. Ich meine, gerade die Unehrlichkeit, Selbstgerechtigkeit und fehlende Glaubwürdigkeit gehören zum Kern linker Perspektivelosigkeit. Meine Kritik gilt jener eigentlich nekrophilen Fraktion, die in der Praxis implizit oder explizit den folgenden Kriterien nachlebt.

a. Überidentifikation mit dem Opfer

Schleichender Distanzverlust zum Opfer ist eine Gefahr, die den Drogenarbeiter ständig begleitet, dies umso mehr, je näher er mitten im Geschehen (Notschlafstelle, Gasse) steht. Die Gefahr wird auch nicht geringer, wenn der Süchtige zum gleichwertigen Partner emporstilisiert wird. Betroffenennähe ist natürlich unabdingbar, da jede Veränderung nur auf der Basis einer glaubwürdigen Beziehung zum Tragen kommt. Fehlt in dieser Beziehung die Distanz, dann gehen der Anstoss, die Dynamik, die Spannung, das Gegenüber, die Perspektive, die der Drogenarbeiter ins Spiel bringen sollte, verloren. An die Stelle eines Stachels und Halts tritt eine korrupte Solidarität, eine billige Kumpanei, ja Komplizenschaft, die die Orientierungslosigkeit des Süchtigen potenziert, das Opfer in seiner Diskriminierung bestärkt, die Ausweglosigkeit zementiert. Den Umstand, dass sich der Normalbürger von der Drogenszene abwendet, versucht der Drogenarbeiter durch ein symbiotisches Verhältnis mit der Szene auszubalancieren. Statt eine produktive Auseinandersetzung anzubieten, zieht der Drogenarbeiter die Kreise des Elends nach, stabilisiert sich parasitär auf Kosten des Opfers, indem er seine Affinitäten auslebt, natürlich auf dem Hintergrund eines geregelten und gut entlöhnten Arbeitsverhältnisses. Wer braucht da eigentlich die Gasse wirklich? Statt die Spannung des ganz Anderen, des Möglichen, der Perspektive in die Lebenswelt des Süchtigen hineinzutragen, wird der Drogenarbeiter in die Lebenskultur der Gasse einverleibt, von den Werten, Zwängen und Feindbildern des Opfers verschluckt. Am Ende bleibt das Opfer doch allein, im Vakuum der Sucht, infiziert, krank, abgeschrieben. Es wird den Betreuer für seinen Betrug, die Anbiederung früher oder später verachten und sich für die falschen Alternativen rächen, indem es eine neue Schlaufe in der Spirale der Verelendung anzieht, der der Helfer wiederum atemlos hinterherrennen wird.

b. Die gegenidentifikatorische Orientierung an der Drogenpolitik der Herrschenden

Die gegenidentifikatorische Orientierung steht zwar quer zur Position, die mit den Herrschenden identifiziert ist, doch zeichnet sie sich durch den gleichen Mangel an Autonomie aus, ist genauso fremdbestimmt, ans Diktat der Herrschenden fixiert, reaktiv. Diese reine Antipolitik steht unter dem Bannstrahl der herrschenden Doktrin, starrt unentwegt — wie die Maus auf den Rachen der Schlange — auf den nächsten dummen Streich der Behörden, beschränkt sich auf die Negation einer sich selbst disqualifizierenden Politik und erschöpft sich im rituellen Aufschrei, im endlosen Lamentieren über die sich verschlechternden Zustände und in der Pflege untauglicher, wahnhaft verzerrter Feindbilder. Dieser Tatbestand ist keineswegs nur für die linke Drogenpolitik kennzeichnend, nur wird die Sanierungsübung hier deutlicher als sonstwo auf dem Buckel der Süchtigen durchexerziert.

In dem Masse, wie es uns misslang, konkrete Utopien im Alltag zu verankern, hat uns eine Realität gefangen genommen, die in Delegation zu nehmen und zu personifizieren der Fixer bereit war. Mangels eigener glaubwürdiger Positionen, von denen aus man sich gegen die Misere der herrschenden Ideologie hätte abgrenzen können, zogen wir uns, selber Ohnmächtige, Ratlose, immer mehr auf den Tatbestand des Elends als des einzigen Beweismittels für den verrotteten Zustand der Gesellschaft zurück. Die Fixerszene ist die augenfälligste Wunde, und manch ein Linker konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich dieses krassen und irritierenden Symptoms als Demonstrationsobjekt zu versichern und unbekümmert zu bedienen. Das Elend ist durchaus brauchbar, instrumentalisierbar für eigene Zwecke. Der Drogenarbeiter hilft mitunter, den Fixer in die Opferrolle einzusperren. Natürlich ist dies ein interaktiver Vorgang. Der Süchtige ist hochempfänglich für diese Rolle und gewiss nicht einer, der stark genug wäre, die Delegation zurückzuweisen. Er nimmt sie dankbar an, erfährt so die negative Anerkennung, die seine Identität untermauert und sein Leiden perpetuiert. So kommt es zur unheiligen Allianz. Der Fixer kann sich hinter der Opferrolle verschanzen, und der Drogenarbeiter schiebt seine Absichten und die negative politische Identität hinter dem Schild, dem Vor-Wand her, der der Süchtige für ihn ist, der herhalten muss für all die bösen Mächte in der Gesellschaft. Er wird zum Komplizen des Elends. Aber braucht es das Elend dieser Minorität, um unsere politischen Gegner zu denunzieren? Nein, zum Kotzen, diese Bewirtschaftung des Elends! Eine Maxime linker Moral müsste doch sein, die eigene Politik gegen die Herrschenden niemals auf Kosten des noch Schwächeren zu praktizieren.

c. Utopieverlust

Im letzten sind die beiden ersten Aspekte aufgehoben. Ob Distanzverlust und Gegenidentifikation notwendig zur Aushöhlung utopischer Perspektiven führen oder umgekehrt ein mangelnder persönlicher und politischer Ausblick den Verschleiss autonomer Haltungen einleitet, ist müssig zu erörtern. Die

Verhältnisse scheinen uns weichgeklopft und mit der Zeit alles Utopische, Eigenständige, Konstruktive an linken Positionen weggezehrt zu haben. Wer wagt sich in der Drogenszene noch abzugrenzen, wo jede Grenzziehung schon Repression bedeutet? Man windet sich, äugt verstohlen nach rechts und links, schwingt sich auf den Trend und lässt sich treiben, abwärts, auf dem scheinbar unaufhaltbaren, immer breiter und schwärzer anschwellenden Drogenstrom, der sich nunmehr endgültig dem Hades zubewegt.

Verdächtig macht sich, wer die Qualität des Lebens und Engagements nicht an kurzfristigen Momenten von Mitleid, selbstbezogener Wut und Enttäuschung bemisst, sondern an Kriterien, Grundwerten und Perspektiven festhält, die aufwendig sind und sich nur mittel- und langfristig entwickeln und bezahlt machen. Keine abstrakten Utopien, abgetrennten, rückkoppelungsblinden Zukunftsvisionen, keine Aufspaltung der Wirklichkeit in Himmel und Hölle, die immer den Missbrauch von Opfern einschliesst, nein, ein subtiles Grenzgängertum, eine untrügliche soziale Tiefensensibilität, das tägliche und hartnäckige Umsetzen erfahrener Widersprüche, das Leiden an der unfertigen, ja verelendeten Wirklichkeit, dies ist der Boden, auf dem sich konkret vermittelte Utopie wachhält als in die Zukunft offen gehaltenes Träumen von einer besseren Welt. Kleine Dosen utopischen Denkens und Handelns auch in die hoffnungslosesten Zonen unserer Gesellschaft hineintragen statt Fixern falsche Alternativen vorgaukeln, das ist die einzige Perspektive des linken Drogenarbeiters.

Die anhaltende Senkung der Szenenschwelle oder Prävention als Antiutopie

Das dargelegte Haltungs- und Handlungssyndrom führt dazu, dass sich die Schwelle für den einzelnen Fixer, zum Gift zu greifen, sich in der Sucht einzurichten, das Leben auf der Gasse als den einzigen ihm zuträglichen Lebensstil aufzufassen und schliesslich seine Lebenserwartung drastisch zu reduzieren, stetig senkt. Jeder neue Faktor, der die Drogensituation zusätzlich kompliziert, als letztes Aids, beschleunigt diese fallende Tendenz statt sie aufzuhalten und umzukehren.

Die Drogengasse wurden lange Zeit romantisiert, ja verherrlicht. Die Isolation, Ausbeutung und der Brutalverkehr auf der Gasse wurde als alternative Lebensform bemäntelt, aus der Ausstossung der Fixer wurde prompt ein Kampf um autonome Nischen. So degeneriert Drogenarbeit, besonders am Rand, zu einer Politik des Mitleids, die keinen Schmerz verursacht, aber indifferent ist gegenüber dem Tod, zu einer Logistik der Abhängigkeit, zur Infrastrukturhilfe bei der Stabilisierung von Sucht. Die Gassenarbeiter verstehen sich als die letzten Nervenenden der Menschlichkeit, gleichzeitig pflastern sie im Nu jede Verästelung neuer Fluchtwege, kacheln jedes neue Schlupfloch mit Illusionen. Die Sprüche von der alternativen Lebensform auf der Gasse wirken im Zeitalter von Aids nur noch zynisch. Die Gasse als tödlicher Mythos, die zur Utopie avanciert! Schon vor Jahren war in einem internen Gassenarbeiterbericht der Satz zu lesen: Die einzige ‚Utopie' auf der Gasse ist heute das Überleben! Abgesehen von der fatalen Begriffsver-

wirrung eine wahrlich tragische Verwechslung von Fernziel und akutem Desaster, Utopie als Gleichsetzung mit einem Leben in Abhängigkeit – Krankheit, Tod mit Antiutopie. Eine makabre Vorschau.

Die Geschichte der Drogenszene ist eine Geschichte des zerfallenden Widerstandes gegen die Sucht. Der Weg musste billig, suchtkonform und schmerzlos sein. Die Fixer stiessen auf unendliches Verständnis und wenig Menschlichkeit. Viele Massnahmen gleichen einer Einladung zum Verharren in der Sucht. Dabei ist Sucht inflationär, unersättlich und reagiert auf jeden Abbau von Widerstand mit einem neuen Schwall von uneinlösbaren Ansprüchen. Es gibt kein Bündnis mit ihr. Auf eine symptomatische Behandlung spricht sie nicht an, nur auf eine radikale Verbesserung der Lebensumstände. Die Eigendynamik der Szene, die Logik der Sucht und ihre Funktion werden elegant unterschlagen. Ebenso invasiv sind die Massnahmen gegen die Drogenszene, ausgerichtet am Abwärtsstrudel, am Rhythmus der Ohnmacht, diktiert von der Angst. Gewährend ist die Haltung, unverbindlich-permissiv. Ultrapermissivität als eine Form der Euthanasie, ja, auch das gibt es! Die Arbeitslager, wie sie Politikern von rechts aussen vorschweben, sind nur die andere Seite der gleichen Medaille. Ob man die Individualität des Individuums auslöscht, indem man ihm einen fremden Willen aufzwingt oder es im sozialen Vakuum, im tödlichen Leerlauf krepieren lässt, kommt aufs gleiche heraus.

Die Methoden, insbesondere die therapeutischen Wohngemeinschaften oder langfristige Psychotherapien, die eine stärkere Verbindlichkeit voraussetzen, kamen zunehmend in Verruf. Sicher haben die stationären Modelle nicht gehalten, was sie versprachen. Die vielen Fehler, Schwierigkeiten, der Rückgriff auf autoritäre Umgangsformen, die starren Riten als Ausweg aus der Verunsicherung mit Süchtigen haben sie nicht beliebter gemacht. Nun, in einem stationären Rahmen mit einer hohen Einbindung zeigen sich eben schnell die Grenzen der jungen Drogenarbeiter aus unserer eigenen Generation, lässt sich das Versagen nicht verbrämen wie in einem unverbindlichen Ansatz. Statt sie zu unterstützen auf ihrer Suche nach menschlicheren Formen des Zusammenlebens, statt sie solidarischer Kritik an ihren Irrtümern zu versichern, nutzten die Freunde billiger Lösungen und Feinde jeder verbindlichen Auseinandersetzung dieses Versagen schadenfroh aus und diskreditierten die therapeutischen Wohngemeinschaften als Knäste. Heute stehen sie halb leer. Billige Lösungen werden favorisiert, und zwar von linken Drogenarbeitern in schöner Einheit mit rechten Politikern, die sowieso auf die „Selbstregulierung des Drogenproblems" mittels Aids spekulieren. Es wird vermehrt in die Gasse investiert und wohl bald in die Sterbehäuser. Aber es gibt – allen Tagesappellen und Abwärtsentwicklungen zum Trotz – keine Alternative zu verbindlichen Formen des zwischenmenschlichen Zusammenlebens.

Seit Jahren beschwört man den Tiefpunkt der Szene. Aids ist nur die Krönung dieser Entwicklung, die objektivierte, sozusagen naturalisierte Form sozialen Elends; es bedeutet die vollkommene Versklavung durch Angst, Leisetreterei, Larmoyanz und gedrücktes Schweigen. Wer sich jetzt noch ge-

gen die permissiv-grenzenlose Drogenstrategie zu wenden getraut, dem ist der Vorwurf des Zynismus und der Menschenverachtung gewiss. Nur, man hat den heutigen Zustand herbeigeredet und -gehandelt. Der Vorgang trägt alle Merkmale einer sich-selbst-erfüllenden Prophezeiung. Später dient dieser erschaffene Zustand des Elends als Beweismittel und wird zur Ausgangslage für neue, noch verheerendere Massnahmen.

Die antiutopische Strategie kann jetzt sogar – unter dem Druck von Aids – als grossangelegte Prävention ausgegeben werden. Welch unglaubliche Pervertierung des Präventionsbegriffes! Alles, was an Neuerungen über die Bühne geht oder in den Köpfen herumgeistert (Methadonschwemme durch die neue Pauschallizenz der Arztpraxen, Methadonkioske, Spritzenautomaten, Lazarett an Ort und Stelle, Tagesstruktur oder Fixerhaus), zielt in die gleiche Richtung. Man kann diesen Massnahmen sicher nicht jede Wirkung absprechen. Aber da ist eine gefährliche Logik am Werk. Mit einem Spritzenautomaten wird man einem HIV-Negativen das Leben retten, gleichzeitig erleichtert die breite Streuung sauberer Spritzen zehn Neueinsteigern den Zugang zur Heroinsucht. Und es ist nur eine Frage der Zeit, bis auch sie, müde und nachlässig geworden, sich anstecken.

Man vergisst auch, dass mit dieser Präventionslogik, die die Helfer nun endgültig zum Handlanger der Sucht degradiert, eine nie dagewesene Infantilisierung, ja Invalidisierung der Süchtigen einhergeht. Auf diesem Niveau der Entwicklung gibt es keine Sicherheiten mehr, ausser in der Quarantäne, in der Intensivstation.

Aids bringt die Politik des Utopieverlusts, der Komplizenschaft zu Ende, beschleunigt die letale Selbstaufgabe und zersetzt den letzten Widerstand gegen die Sucht.

Die Logik des Elends kennt nur zwei Alternativen: 1. Absentismus, Abwendung, Ausgrenzung, Todesurteil ohne Teilnahme. 2. Weiterer Abbau des Widerstands, Antiutopie, Infantilisierung, Permissivität bis zur Euthanasie. Ich weigere mich, in einer tödlichen Alternative zu wählen!

Eine komplexe Strategie operiert auf verschiedenen Ebenen und lässt sich von Dilemmas nicht irre machen. Vielleicht wäre es die Aufgabe einer Kommission von wirklich unabhängigen, unbefangenen, kreativen Persönlichkeiten, sich über die Bücher zu machen und neue unkonventionelle Wege auszuarbeiten. Hier nur Stichworte: Die jetzige Generation von HIV-positiven, erkrankten Süchtigen muss – in einem menschenwürdigen Rahmen – versorgt und begleitet werden. Auch Menschen in Todeserwartung kann man allerdings noch mit gewissen Erwartungen konfrontieren. Im übrigen plädiere ich für ein sofortiges und entschlossenes Brechen mit – ökonomisch wie menschlich – billigen Lösungen, für ein markantes Anheben der Szenenschwelle, verbunden mit echten und verbindlichen sozialen (Wohnungen, Arbeit) und therapeutischen Angeboten. Die therapeutischen Wohngemeinschaften sollen dabei nicht quantitativ erweitert, sondern qualitativ fortentwickelt werden.

Die Doppelbödigkeit der Drogenpraxis, -politik und -ideologie muss endlich aufgebrochen werden. Das Betäubungsmittelgesetz hat Schlagseite. Al-

len Drogen wird vor dem Gesetz der gleiche Status zugesprochen, die Abhängigen aller Suchtmittel müssen vor dem Gesetz gleich sein. Das kann heissen: Legalisierung der illegalen Drogen. Oder aber: Radikales Werbeverbot für alle Drogen, äusserst restriktive Pharmapraxis. Denn jede Droge, die neu auf den Markt kommt, ist eine Droge zuviel: legal, illegal, scheissegal!

Die Linke muss sich etwas einfallen lassen gegen den Hoffnungsschwund, das Bündnis mit dem Elend aufkündigen, den Widerstand gegen die Sucht und alles, was sie bedeutet, wieder aufnehmen, eine Politik der Utopie betreiben, wie es ihre angestammte Sache ist, und nicht das Geschäft der Antiutopie.

Literatur:

Haug, W.F. 1971: Zur Kritik der Warenästhetik. Frankfurt.

Schneider, M. 1973: Neurose und Klassenkampf. Reinbek bei Hamburg.

Watzlawick, P./Weakland, J.H./Fisch, R. 1974: Lösungen. Bern.

Direktion des Gesundheitswesens/Drogenkommission 1982: Lagebericht und Gesamtkonzept für präventive, therapeutische und repressive Massnahmen im Bereich des Suchtmittelkonsums Jugendlicher. Zürich.

Lehmann, P. 1986: Der chemische Knebel. Berlin.

Langbein, K./Martin, W./Weiss, H. 1981: Gesunde Geschäfte. Die Praktiken der Pharmaindustrie. Köln.

Sichrovsky, P. 1984: Krankheit auf Rezept. Köln.

Behr, H.G. 1985: Weltmacht Droge. Das Geschäft mit der Sucht. Berlin.

PINKUS.

Lesen könnte viel Lärm machen.